

# Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

(6. Fortsetzung.)

Mit einer hastigen Handbewegung greift sie plötzlich nach ihrem Herzen. Es war ein altes Leiden, das sie sich durch die Anstrengungen ihres früheren Berufes zugezogen hatte — eine nervöse Herzschwäche, wegen deren sie auch öfters den Arzt konsultierte, und die sie besonders nach großen Aufregungen überfiel. Sie fürchtete deshalb beständig ein kristallines Flüsschen bei sich, das beruhigende Tropfen enthielt und von dem sie auch jetzt Gebrauch machte. Schon nach wenigen Stunden war der Anfall vorüber.

Die Luft der gemauerten Röhre gitterte noch in ihr nach. Dann aber wendeten sich ihre Gedanken wieder dieser Person zu. Was bedeutete das zwischen ihm und diesem Geschöpf? Sicherlich hatte er ihr nicht die ganze Wahrheit gesagt. Es mußte da zwischen beiden etwas vorzuliegen sein. Er hätte sonst nicht soviel Geheimnis darauf gelegt, daß die Person aus dem Hause kam. Die Person war nicht häßlich. Ethel fragte sich, ob sie auf dies Geschöpf ebenfalls war. Nein! Von ihrer ehemaligen Reizung zu ihm war kein Funke mehr in ihr vorhanden! Und eifersüchtig auf einen ihrer Dienstboten! Das war lächerlich. Aber trotzdem — Sie drückte auf den Knopf ihrer gegenüber an der Wand.

Ethel, ihre Kammerjungfer, erschien.

„Das Fräulein soll kommen.“

Ethel verschwand. In einer Ecke des reizend ausgestatteten Raumes sah auf goldener Stange ein Papagei, ein kostbarer Torax mit einem Eulenkopf und grünem, schwarz gepunktetem Gefieder. Stumpfsinnig und mürrisch sah er da, getränkt, daß sich seine Herrin nicht um ihn bekümmerte, lautlos hatte er der Unterhaltung zwischen ihr und dem andern Menschen, den er aber nicht ausstehen konnte, zugehört.

„Sie hatte keine Herrin über Meer begleitet — schon seit vielen Jahren gehörte er ihr. Was hätte er — ein stiller und kluger Beobachter, der er war — nicht alles von ihr erzählen können. Aber das waren Dinge, die niemand wissen durfte, am wenigsten ihre Gatte, und die für alle Welt ein unverrückbares Geheimnis bleiben mußten.“

„Sie sah, als sie Ethel holen kam, in ihrem Zimmerchen und war mit Handarbeit beschäftigt. Auf dem Tisch vor ihr stand noch der Teiler mit den Resten des kalten Aufschnittes, den ihr Auguste zum Abendbrot gebracht hatte. Zimmer lehrten ihre Gedanken wieder zu dem Herrn des Hauses zurück.“

Nein, vergessen hatte er sie nicht, daß erleichtert oder fühlte sie sich, daß dieses erste Zusammenreffen jetzt hinter ihr lag. Es hatte ihr doch ein wenig auf der Seele gelegen. Und nun war alles so glatt und gut gegangen. Er hatte es ihr wirklich nicht schwer gemacht. Nur einen gewissen Ton verlor sie in seiner Rede, seinem Wesen gegen sie nicht. Aber eine Art Rästel, besonders was sein damaliges Verschwinden betraf, war er ja schon in Montreux für sie gewesen. Am meisten beschäftigte sie aber der Kummer, der ihm auf dem Gesicht geschrieben stand. Ob dieser überhaupt ein Teil seines ganzen Wesens war — und wenn sie an die Zeit von damals zurückdachte, so ließ sich das beinahe annehmen — oder ob Auguste mit ihrem indistinkten Geplauder, daß er nicht glücklich in seiner Ehe war, wohl recht hatte? Die damals, so fühlte sich auch jetzt wieder das Mitleid mit ihm in ihr Herz.

Der Befehl, ihr Eiße überbrachte, traf sie schon vorbereitet. Sie hatte das Kommen ihrer Herrin so gehört. Wahrscheinlich sollte sie, was zu ihren allabendlichen Obliegenheiten gehörte, den Tei bereiten.

So war es auch. Und lassen sie mit gleich zwei halbtrockne Eier dazu machen“, fügte Ethel, nachdem sie ihr diesen Befehl erteilt hatte, noch hinzu.

„Jahoh! Frau Gräfin.“

„Sie wollte sich entfernen.“

Ethel hatte die Vorsehung aufgeleitet, und es schien Ethel, daß sie ihrer Gebieterin in diesem Augenblick eine ganz besondere Aufmerksamkeit einflößte.

„Noch eins!“ hörte sie die helle, harte Stimme hinter sich.

„Sie wandte sich an der Tür noch einmal um. Ethel, deren scharfe Blicke der anmutigen, geistlichen Gestalt gefolgt waren — und sie mußte sich gestehen, daß ein solches Geschöpf den Männern wohl die Röcke verdrängen konnte — ließ die Vorsehung sinken, und in lässigem Tone sagte sie:

„Der Herr Graf erzählt mir, daß er schon früher einmal Ihre Bekanntschaft gemacht hat.“

„Wie hatte ihre Herrin in den wenigen Augen, seit sie bei ihr war, ein

anderes Wort bisher zu ihr gesprochen, als was sich auf ihren Dienst bezog. Ihre wurde deshalb von einem gelinden Staunen erfüllt. Auch mußte sie nicht wenig darüber, daß der Graf überhaupt mit der folgen Frau von einer so bedeutungsvollen Person wie sie gesprochen hatte. Aber ruhig und mit gelinder Erhebelung erwiderte sie:

„Ethel hatte vielleicht noch einige weitere Fragen auf den Lippen. Aber sie bezwang sich. Was hätte die Person sich sonst auch einbilden müssen? Alles unbefangene Miene sagte ihr übrigens genug. Entweder war ihr Argwohn unbegründet oder sie hatte eine Gewährerin vor sich, der mit bloßen Fragen nicht beizukommen war. Wenn also zwischen dem beiden ein Geheimnis bestand, dem sie auf den Grund zu kommen wünschte, so mußte sie Geduld dazu haben.“

„Den Tei!“ wiederholte sie noch einmal.

„Sie ging.“

Zwei Tage später begab sich Bert auf Reisen.

Von der Trinitätskirche in New York schlug die zehnte Abendstunde. Zu dem Geschäftsviertel, das im Süden der Stadt nach Brooklyn zu liegt, war das geräuschvolle Treiben des Tages verstummt, und die hier noch teilweise alten, unregelmäßig gebauten Straßen lagen trotz des hellen Laternenlichtes wie ausgestorben.

In den über und über mit Firmenschildern bedeckten Häusern selbst, die fast nur aus Räumen für Bureaus, Geschäftslokale und Speichern bestanden, war alles dunkel. Dann und wann sah man in langsamem Schritt einen Wächter an den Fronten entlang gehen und um die Ecke des Häuserblocks wieder verschwinden.

In einer dieser engen, engen, winzigen Straßen stand ein Haus, aus dessen im ersten Stockwerk befindlichen Fenstern ausnahmsweise noch ein heller Lichtschein fiel.

„Bertan - School“ stand auf Glas in beleuchteter Schrift über der Haustür zu lesen. Wenige Minuten nach dem letzten Schläge, der von der nahen Kirche durch die nächtliche Stille schall, öffnete sich diese Tür, und heraus strömte eine Schar jüngerer Leute beiderlei Geschlechts, die meisten mit Mappen und Büchern in der Hand, die sich plaudernd, einzeln oder in Gruppen, zu beiden Seiten der Straße gestreuten und verschwand, um die Stationen der Straßen- und Untergrundbahn zu erreichen, die sie nach Hause bringen sollten. Noch einige Nachzügler kamen aus dem dunkleren Gebäude, dann erlosch oben hinter den Fenstern und hinter den Glasbuchstaben das Licht, ein Schlüssel drehte sich in der Haustür herum, und bald darauf lag die Straße wieder so still und öde wie zuvor.

Die letzte Gestalt, welche das Haus verließ, war die eines jungen Mädchens. Beim Schein des bläulichen Vogenlichtes, das die Ampel vor dem Hause über sie herabgoß, war sie deutlich zu erkennen. Die ebennmäßige, nicht zu große, noch zu kleine Gestalt war von einem einfachen Jodettekleid umschlossen. Auf dem, wenn auch nicht gerade hübschen, so doch recht sympathischen Gesicht sah ein schlichtes, aber stielames Jüngerhütchen, unter dem das starke dunkle Haar hervorquoll. Die Wappe unter dem Arm schwebend, in der anderen Hand den Schirm, sah sich das junge Mädchen mit flugem, furchtlosen Blicken zu beiden Seiten der einsamen Straße noch einmal um, dann machte es sich mit raschen Schritten, entlang an den verlassen Häuserreihen, auf den Weg.

„Wie, drei Minuten mochte sie schon gegangen sein, als sie im Begriff stand, um eine Ecke zu biegen, und dort eine andere Gestalt auf sie stieß.“

Es war die eines Mannes. Ein abscheulicher Fufelgeruch schlug dem jungen Mädchen entgegen, ein weißes Gesicht flackerte sie an, und gleich darauf fühlte sie sich in roher Weise umschlungen.

„Zu Hilfe!“ schrie sie durch die leere Straße.

„Sei doch nicht so spröde, süßes Mädchen“, lachte der Betrunkenen und suchte seinen einen elastischen Atem ausströmenden Mund auf den ihren zu pressen.

„Zu Hilfe!“ gestellte es noch einmal durch die unheimliche Einsamkeit, und die Ueberfallene suchte sich ihres brutalen Bedrängers mit dem Schirm zu erwehren. Aber kein menschliches Ohr schien ihren Hilferuf zu hören.

„Warum sich so sträuben, süßes Schach“, rammelte der Sinnlose, „nur ein Mädchen!“

Der Schirm in ihrer Hand zerplitterte, schon fühlte sie ihre Kräfte erlahmen, ihren Widerstand gebrochen, zum Ueberfließ preßte sich auch noch die Faust des rohen Patronen auf ihren Mund und hinderte sie am weiteren Schreien, als in diesem Augenblick, wo sie sich ihren Angreifer schon hilflos preisgegeben sah, hinter der Ecke einige Schritte vernommen wurden.

„Dammoh!“ brüllte der Romyd wütend auf, denn plötzlich fühlte er von hinten einen heftigen Schlag auf seinen Kopf.

„Halante!“

Im nächsten Augenblick streckten sich dem Betroffenen zwei im Bogen geübte Hände entgegen, und ein heftiger Kampf entspann sich zwischen den beiden Männern.

Das junge Mädchen sah sich von der Gefahr befreit. Die Glieder zitterten ihr noch. Ein Engel schien in ihrer Rettung gesteht. Aber der Engel hatte die sehr idiosche Gestalt eines schlanken, geschmeidigen, jungen Mannes. Seinem Anzug nach schien er den unteren Klassen anzugehören. Aber für diese Neugierigkeit hatte das junge Mädchen jetzt kein Auge. Auch an Flucht dachte sie nicht. Das wäre, so lange sich ihr Retter noch selbst in Gefahr befand, keine von ihr gewesen. Angewidert sah sie dem Kampfe zu. An Körperkraft schien ihr Angreifer, ein stämmiger und außerordentlich muskulöser Mensch, dem anderen, der bei dem jetzt auf ihn fallenden Laternenlicht ein schales Gesicht zeigte und wohl durch allerlei Entbehrungen ausgemergeltes Gesicht erkennen ließ, weit überlegen zu sein, und nur der Umstand, daß dieser Mensch betrunken und nicht ganz Herr seiner Bewegungen war, stellte zwischen den beiden Kampfern ein gewisses Gleichgewicht her.

„Zu Hilfe!“ erhob das junge Mädchen jetzt noch einmal mit aller Kraft und voll Entsetzen ihre Stimme, denn sie sah in der hochgehobenen Hand des Betrunkenen ein Messer blinken. Aber mit großer Gewandtheit gelang es dem andern, die auf ihn zühende Hand noch im letzten Augenblick festzuhalten, und im nächsten Moment trachten die beiden Ringer über den Rand des Trottoirs auf das Straßengestühl.

Die lauten Rufe des jungen Mädchens hatten endlich Gehör gefunden. Von beiden Seiten der Straße näherten sich eiligen Laufes verschiedene Gestalten, an der Spitze ein Polizeimann.

„Dammoh! Mein Fuß!“ heulte der Betrunkene, indem er verzweifelt den Versuch machte, sich von der Bordstange, an der er ausgestreckt lag, zu erheben, um sich von neuem auf seinen Gegner und Leberwunder zu stürzen, der rasch wieder aufgesprungen war.

„So, Fräulein!“ wandte sich der junge Mann, noch ein wenig atemlos, aber als ob sonst nichts weiter geschehen wäre, an die von ihm Gerechtete, indem er dabei seinen eingeklinkten Fuß aufsteckte und seinen büchlichen Anzug wieder in Ordnung brachte, der trotz Jähns jetzt nichts mehr anbanden. Sie können jetzt ruhig weitergehen.“

Aber schon hatte sich um die beiden und den am Boden Liegenden, der noch immer während seine Füße und Verwundungen ausstieß, ein Kreis von Neugierigen gebildet, der sich noch fortwährend vergrößerte. Was war hier geschehen? Man sah einen Verwundeten liegen, der sich wie unsinnig gebärdete und fortwährend um seinen verletzten Fuß schrie — man sah den andern und dieses Fräulein, von dem sich der Polizeimann den Bergang erzählen ließ. Die junge Dame machte einen durchaus honetten Eindruck. Die ausgestandene Angst, die Genugthuung, der Gefahr entkommen zu sein und ihren Retter unversehrt zu wissen, stand ihr noch zu deutlich und überzeugend auf das Gesicht geschrieben, als daß man an der Wahrheit ihrer Darstellung hätte zweifeln können, und die ganze Enttäuschung wendete sich dem Büchsen auf dem Platzer zu. Noch mehr als anderswo gibt sich gerade in Amerika der Mann, der sich an schuldlosen Frauen vergreift, der Verachtung preis, und nirgends wendet auch das Gesetz gegen ihn nachdrücklicher Strafen an. Aber in seiner Verurteilung schien der Patron schon alles andere als seine Verletzung vergessen zu haben. Er schrie und tobte nur immer: „Mein Fuß! Mein Fuß!“ Er schien große Schmerzen zu empfinden.

„Ich bitte, mit auf die Wache zu kommen!“ sagte der Polizeimann höflich zu der Dame und ihrem Begleiter — und was den Herrn hier betrifft, wenn er nicht laufen kann, so haben einige Gentlemen wohl die Befähigung, ihm beizustehen.“

Fortsetzung folgt.

— Um schreien. Dame (welche mit ihrer Tochter auf dem einsamen Wege eines sehr verschuldeten Barons zu Besuche ist, zu dessen Diener): „Im Vertrauen, wie kommt es denn, daß der Herr Baron schon um 11 Uhr mittags speist?“

„Ja, wissen's, gnä' Frau, um 12 Uhr da kommt nämlich die Frau, die... und nach der schmeckt ihm's Essen gar net mehr.“

— Etwas. „Sie hat wunderbarlanges Haar! — Sie kann direkt darauf sitzen.“

„Offenbar, wenn sie es abgenommen hat? Nicht?“

## Der Meister.

Von Thordt Barck.

Der Meister legte den Federhalter zwischen den Fingern zurecht, damit es so aussah, als hätte er geschrieben. Dann gab er seinen Augen einen halb geschlossenen, halb nachdenklichen Ausdruck — drehte den Kopf und den Oberkörper nach der Tür hin und sagte — mit so teilnahmslosem Tonfall, wie wenn er sich in einem Cafe ein Butterbrot bestellte: „Herein!“

Es war deutlich zu sehen, daß Björn Raab sich auf sein Entree ganz und gar nicht vorbereitet hatte. Stumm und verlegen blieb er auf dem Teppich liegen. Sein Gesicht kam ihm wie ein leerer Raum vor und er verfuhr vergeblich, ein paar einleitende Worte zu stammeln. Der Meister fand, er sehe aus wie ein arbeitsloser Schulknabe, der beim Rektor erhalte scheint, um seine Prigel zu empfangen.

In heller Pracht schien die Mittagsonne durch die breiten, hohen Fenster herein, breitete ein tiefes Frühlingsgrün über die großen Blattpflanzen und leuchtende Früchte über die jungen, teuschlen Krotus auf dem Fensterbrett. Vieh sich fangen von dem Goldschnitt der Bücher auf dem Regal. Warf Regenbogenfarnen in die Wand quer durch zwei große Kristalleuchter auf einer Konsole. Verwandelte die Farben des liegenden Teppichs in einen Regen. — Ja, so und nicht anders mußte das Arbeitszimmer des Meisters aussehen.

Den Meister, der sich gut und wirksam auf den Empfang des jungen Mannes vorbereitet zu haben glaubte, machte seine hilflose Geniertheit gleichfalls verlegen. Und mit etwas nervösen Schritten ging er auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Her Raab — nicht wahr? Sie haben an mich geschrieben und gebeten, ob Sie mich aufsuchen und mit mir sprechen dürften?“

Björn Raab verbeugte sich vernicht, als er die Hand des Meisters nahm. Fast sah es aus, als ob er sie küßten wollte.

„Ja, danke Ihnen!“ sagte er blaß, atemlos und leise.

Der Meister wurde noch unruhiger.

„Bitte schön, nehmen Sie Platz!“ sagte er. „So legen Sie sich doch endlich! Sie machen mich ganz nervös!“

Björn Raab trat ein paar Schritte ins Zimmer hinein.

„Ich komme, um... ich wollte...“

„Sagen Sie sich! Ach, legen Sie sich doch! — Da steht ein Stuhl!“

— Raab setzte sich und schloß einen Moment die Augen. Dann begann er wieder — den Blick starr auf die Wange gefestigt, die ein wenig unterhalb des linken Mundwinkels des Meisters sah:

„Ich bin für eine junge, literarische Wochenzeitschrift tätig — und nun hat die Redaktion mich gebeten, Sie zu interviewen.“

Der Meister nahm ein dünnes Metallineal vom Schreibtisch und ließ es hin und her schießen.

„Na — ja ja! — Wünschten Sie etwas Besonderes? Ich sitze zur Verfügung!“

Björn Raab, der jetzt seinen Anzug gefunden hatte — und gleichzeitig fühlte, daß ein Interviewer nicht bereit darat von einer Situation unterliegen lassen durfte — ließ die Worte fahren und versiel in Erläuterungen über die gerade, spitze Nase des Meisters, die eine wunderliche, bleiche Farbe hatte und noch zu anderen Dingen denn just als Richtigang brauchbar zu sein schien. Dann fuhr er fort: „Es sollte kein alltägliches Interview sein! — Es liegt ja ein besonderer Anlaß vor. Aber...“

Björn Raabs Stimme betam plötzlich einen dumpfen, heiseren Klang, und er beugte sich vor:

„O, Meister, Sie sind groß... so gewaltig. Sie überragen die anderen Studenten des Tages so turmhoch! Sie sind die verkörperte Freude und der Lebensmut! Sie sehen fest, wo wir nur Oberfläche sehen! Sie schonen weder sich selbst noch uns! Sie veröhnen und richten hoch — Sie jubeln, berauschen sich, weinen! Sie sind der Mensch! Sie lernen alles!“

Björn Raab hatte sich von seiner eigenen Ergriffenheit völlig mit fortgerissen lassen, so daß seine Geniertheit von ihm abglitt wie ein Mantel. Er sprach atemlos — — während der Meister, der über die Jugend schrie, vor sich hin schaute und sein ganzes entwickeltes Leben durchdachte. Und um seinen schmalen Mund trat ein müdes Lächeln hervor, das die bleichen Lippen straff zog.

„Sie verstehen — ein ganz gewöhnliches Interview von Ihnen würde banal und unnützlich! — Wie Sie essen, wann Sie schreiben, welche Zigaretten Sie rauchen!“

„Nein, Meister! Nein, ich bin bloß ein einer von den Tausenden, die Sie bewundern, und aus denen Sie das, was wir sind, geschaffen haben!“

„Ich war siebzehn Jahre alt, als ich Ihre Novelle „Die Königin der Blumen“ zum erstenmal las. Können Sie sich die Revolution vorstellen, die

sich bei der Lektüre in meinem Innern vollzog? Was, was ich gelernt habe — was meine Lehrer und Eltern mir an Idealen gegeben hatten, alles fällt mir ein — erschien mir uninteressant und unannehmlich. Sie, Meister, weisen mir eine Welt, die wunderbar war. Wo die Liebe und die Schönheit lebten, wo die Frauen anmutig waren wie die Blumen und die Männer stark und tüchtig. Wenn Sie es wollten, dampfte die Bliese, und man hätte die verschleierte Stimme der Nachtigall. In jedem Satz, den ich las, war junges Blut und Lebensfreude. In einer Nacht wurde ich ein neuer, noch glühender Mensch. Ich ermahnte am nächsten Morgen und verstand, warum ich liebte. O, Meister! Wie wäre es möglich, daß ich Sie nicht liebte und bewunderte!“

Der Meister hatte sich erhoben — war zweimal im Zimmer auf und ab gegangen, langsam und müde, und hatte sich dann wieder gesetzt. Als Björn Raab innehielt, lachte er — kurz und trocken.

„Lieber Freund, Sie sind gewiß noch — sehr jung!“

„Zwanzig Jahre!“ erwiderte Björn Raab erötend. „Aber gerade Ihre Bücher haben bewirkt, daß ich viel reifer und selbstbewußter bin als viele andere in meinem Alter! Ich habe alle Ihre Bücher gelesen — „Wilde Blumen“, „Das eine, das nicht“, „Prinz Raimarck“ — sie alle. Und nun mußte ich Sie sehen, Ihre Hand in der meinen fassen, die Hand, die jung und intelligent ist wie ein Gehirn —“

Der Meister lächelte wieder — das gleiche müde Lächeln: „Und sind Sie nicht enttäuscht?“

„Enttäuscht?“ Björn Raab hätte beinahe laut aufgelacht. Dann sagte er — und seine Stimme war warm und innig:

„Wenn Sie ahnten, wie ich mich auf diesen Augenblick gefreut habe! Jedes Wort, das ich Ihnen sagen würde, sollte ein Dank sein für Ihre ewige reiche Menschlichkeit, Ihren Schönheitskultus, Ihr nie ermüdendes Streben nach Freude und Genug —“

„Run lächeln der Meister nicht mehr. „Wie jung — sind!“ sagte er wieder.

„Ja, ich bin erst zwanzig Jahre alt! Aber Sie, der Sie beinahe fünfzig sind als ich, obwohl Sie sich den Schagern nähern...“

„Lieber Freund, ich bin nie jung gewesen.“

„Jetzt lachte Björn Raab. „Ich bin nie jung gewesen“, wiederholte der Meister. „Aber Sie machen es wie die meisten anderen: Sie vermengen den Künstler und den Menschen. Sie glauben, man könne kein Liebesgedicht schreiben, ohne zu lieben. Keine Orgie schreiben, ohne je selber berauscht gewesen zu sein. Meinen Sie nicht, daß gerade der Wegsänge — in seiner vierzigsten, fünften, sechsten, siebenten, achten, neunten, zehnten, elften, zwölften, dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten, neunzehnten, zwanzigsten, einundzwanzigsten, zweiundzwanzigsten, dreiundzwanzigsten, vierundzwanzigsten, fünfundzwanzigsten, sechsundzwanzigsten, siebenundzwanzigsten, achtundzwanzigsten, neunundzwanzigsten, und in mir verpörrt — und in mir ausgebildet. Wie ein Mann, der sich jeden Tag darin übt, mit dem Reolador zu schreiben, und schließlich nicht umhin kann, den Fed, auf den er zielt, zu treffen.“

„Sie halten jedes meiner Bücher für etwas Uebermenschliches, für ein Wunder! Aber ich verführe Sie, daß es keine Wunder gibt! Ich bin Kochenpieler, mein Lieber, nichts anderes. Aber vielleicht mache ich meine Sache geschickter als die Kollegen.“

Björn Raab hatte den Meister beim Sprechen betrachtet. Und er war erstaunt über den unheimlich mageren, dünnen Körper, der aus dem allzu weiten Anzug emporgaht. Er konnte nicht begreifen, daß die Augen dieses Mannes so klein und kalt und farblos waren — fast ohne Brauen. Dieser schmale, spitze, kahle Kopf mit den eingesunkenen Schläfen, diese schlaftrüge, knochige Gestalt und die breiten, dünnen Hände mit den flachen, matten Nägeln bereiteten ihm eine sehr bittere Enttäuschung. Er hatte sich den Meister lebendträchtig, sprühend vorgestellt — als einen Reifungsgegenstand — begeistert und ungeliebt. Eine Inkarnation des Gottes Dion! Und nun sah er Mann da, dürr, geschneidelt und pedantisch. — Nein, er mußte sich

vorstellen, daß ein kleines Mädchen der Meister die Wange abwusch und der allumfassende, unvergleichliche werden.

„Ja, Sie sind zu jung!“ fuhr er unbedenken fort. „Bisherlich enttäuscht das alles Sie. Aber können Sie dadurch etwas lernen — um so besser! — — Nein, schreiben Sie nur in Ihrem Interview, wann ich esse, und wann ich schreibe, und welche Zigarettenmarke ich rauche! — Es gibt nämlich nichts anderes mitzutellen!“

Zusammengelungen sah Raab da und betrachtete den Meister. Und er wertete, wie all seine Freunde, all seine Ergriffenheit und Begeisterung wie Lichter erloschen — eins nach dem andern. Als pustete der Meister so aus mit jedem Wort, das er sagte.

„Ich will Ihnen beschreiben, wie mein Tag vergeht: Um 8 Uhr ich auf. Von 9 bis 12 schreibe ich. Um 12 frühstücke ich. Von 1 bis 4 schlafe ich und gebe spazieren. Von 4 bis 6 schreibe ich wieder. Um 6 esse ich zu Mittag. Von 7 bis 10 lese ich, rauche meine Zigarette und schreibe Briefe. Um 10 Uhr gebe ich jeden Abend zu Bett.“

„Es entstand eine kleine Pause. Dann fragte Björn Raab — und ihm war, als sei noch ein Hoffnungsstimmer vorhanden: „Aber als Sie jung waren —“

„Beide ich genau so. Cafés habe ich nicht besucht, und das Theater hat mich immer gelangweilt!“

„Aber wenn Sie schreiben, dann fühlen Sie doch all die Jugend und Freude!“

„Fühlen und fühlen! — Sie glauben sicherlich, ich schreibe sehr schnell, nicht? Wie... und Sätze fließen mir von der Hand? Nein, junger Freund, all diese Ausgelassenheit, dieser Eifer — die mühsigen, leeren, wilden Einflüsse, die so ausströmen, als wären sie voll Laune aufs Papier geworfen, sie haben mich stundenlanges Mühe, stundenlanges Nachdenken gekostet. Bald quillt mich ein Klotz, bald bereitet mir eine schlagfertige Replik Kopfschmerzen. Aber ich lasse nicht nach — ich bin meines Gehirns und seiner Routine sicher!“

Björn Raabs Augen hielten die des Meisters fest. Ein fast betäubender Schimmer glänzte in ihnen. Seine Lippen formten sich, als wollte er etwas sagen, wogte es aber nicht.

„Möchten Sie etwas wissen? Fragen Sie nur!“

„Ich — — hat niemals — — haben Sie nie in Ihrem Leben einen großen Kummer — eine Enttäuschung —“

„Ich verstehe — eine Liebesaffäre! Nein, junger Mann, nein! Die großen Gefühle haben mir nie gelegen. Freunde hab' ich — nie gehabt. Ich liebe hier ganz allein mit meiner Haushälterin und bekümmere mich nicht um die Welt.“

„Aber ich meine, in Ihrem Buch „Die Verfolgten“ wäre —“

„Lieber junger Mann, begreifen Sie doch, daß das, was ich geschrieben habe, das, was ich im Leben tue, zwei ganz verschiedene Dinge sind! Wenn man sich in all der Unruhe, Leidenschaft und dem Auf und Ab hat bewegen müssen, während man schreibt, dann hat man im wirklichen Leben das Bedürfnis auszurufen: „Und Sie haben sich nie danach gekümmert, selber teilzunehmen an alledem, wovon Sie schreiben!“

„Offen gestanden — nein! Ich finde, in meinen Büchern bekomme ich genug davon! — — Aber — — entlich dazu, als daß ich Sie narren könnte! Und im übrigen bin ich auch über das Alter hinaus, wo man probieren mag. — Ich könnte Ihnen ja recht gut weismachen, daß meine Bücher halb Tagebuchaufzeichnungen seien, daß ich gelebt und genossen habe! Aber das will ich nicht. — — Nein, lieber Freund! Ich habe immer außerhalb gestanden. Ich habe die Fröhlichkeit empfangen, meine Mitmenschen betrachten und schildern können. Diese Fröhlichkeit habe ich in mir verpörrt — und in mir ausgebildet. Wie ein Mann, der sich jeden Tag darin übt, mit dem Reolador zu schreiben, und schließlich nicht umhin kann, den Fed, auf den er zielt, zu treffen.“

„Sie sind zu begeistert und zu ehrsüchtig dazu, als daß ich Sie narren könnte! Und im übrigen bin ich auch über das Alter hinaus, wo man probieren mag. — Ich könnte Ihnen ja recht gut weismachen, daß meine Bücher halb Tagebuchaufzeichnungen seien, daß ich gelebt und genossen habe! Aber das will ich nicht. — — Nein, lieber Freund! Ich habe immer außerhalb gestanden. Ich habe die Fröhlichkeit empfangen, meine Mitmenschen betrachten und schildern können. Diese Fröhlichkeit habe ich in mir verpörrt — und in mir ausgebildet. Wie ein Mann, der sich jeden Tag darin übt, mit dem Reolador zu schreiben, und schließlich nicht umhin kann, den Fed, auf den er zielt, zu treffen.“

„Sie halten jedes meiner Bücher für etwas Uebermenschliches, für ein Wunder! Aber ich verführe Sie, daß es keine Wunder gibt! Ich bin Kochenpieler, mein Lieber, nichts anderes. Aber vielleicht mache ich meine Sache geschickter als die Kollegen.“

Björn Raab hatte den Meister beim Sprechen betrachtet. Und er war erstaunt über den unheimlich mageren, dünnen Körper, der aus dem allzu weiten Anzug emporgaht. Er konnte nicht begreifen, daß die Augen dieses Mannes so klein und kalt und farblos waren — fast ohne Brauen. Dieser schmale, spitze, kahle Kopf mit den eingesunkenen Schläfen, diese schlaftrüge, knochige Gestalt und die breiten, dünnen Hände mit den flachen, matten Nägeln bereiteten ihm eine sehr bittere Enttäuschung. Er hatte sich den Meister lebendträchtig, sprühend vorgestellt — als einen Reifungsgegenstand — begeistert und ungeliebt. Eine Inkarnation des Gottes Dion! Und nun sah er Mann da, dürr, geschneidelt und pedantisch. — Nein, er mußte sich

vorstellen, daß ein kleines Mädchen der Meister die Wange abwusch und der allumfassende, unvergleichliche werden.

„Ja, Sie sind zu jung!“ fuhr er unbedenken fort. „Bisherlich enttäuscht das alles Sie. Aber können Sie dadurch etwas lernen — um so besser! — — Nein, schreiben Sie nur in Ihrem Interview, wann ich esse, und wann ich schreibe, und welche Zigarettenmarke ich rauche! — Es gibt nämlich nichts anderes mitzutellen!“

Zusammengelungen sah Raab da und betrachtete den Meister. Und er wertete, wie all seine Freunde, all seine Ergriffenheit und Begeisterung wie Lichter erloschen — eins nach dem andern. Als pustete der Meister so aus mit jedem Wort, das er sagte.

„Ich will Ihnen beschreiben, wie mein Tag vergeht: Um 8 Uhr ich auf. Von 9 bis 12 schreibe ich. Um 12 frühstücke ich. Von 1 bis 4 schlafe ich und gebe spazieren. Von 4 bis 6 schreibe ich wieder. Um 6 esse ich zu Mittag. Von 7 bis 10 lese ich, rauche meine Zigarette und schreibe Briefe. Um 10 Uhr gebe ich jeden Abend zu Bett.“

„Es entstand eine kleine Pause. Dann fragte Björn Raab — und ihm war, als sei noch ein Hoffnungsstimmer vorhanden: „Aber als Sie jung waren —“

„Beide ich genau so. Cafés habe ich nicht besucht, und das Theater hat mich immer gelangweilt!“

„Aber wenn Sie schreiben, dann fühlen Sie doch all die Jugend und Freude!“

„Fühlen und fühlen! — Sie glauben sicherlich, ich schreibe sehr schnell, nicht? Wie... und Sätze fließen mir von der Hand? Nein, junger Freund, all diese Ausgelassenheit, dieser Eifer — die mühsigen, leeren, wilden Einflüsse, die so ausströmen, als wären sie voll Laune aufs Papier geworfen, sie haben mich stundenlanges Mühe, stundenlanges Nachdenken gekostet. Bald quillt mich ein Klotz, bald bereitet mir eine schlagfertige Replik Kopfschmerzen. Aber ich lasse nicht nach — ich bin meines Gehirns und seiner Routine sicher!“

Björn Raabs Augen hielten die des Meisters fest. Ein fast betäubender Schimmer glänzte in ihnen. Seine Lippen formten sich, als wollte er etwas sagen, wogte es aber nicht.

„Möchten Sie etwas wissen? Fragen Sie nur!“

„Ich — — hat niemals — — haben Sie nie in Ihrem Leben einen großen Kummer — eine Enttäuschung —“

„Ich verstehe — eine Liebesaffäre! Nein, junger Mann, nein! Die großen Gefühle haben mir nie gelegen. Freunde hab' ich — nie gehabt. Ich liebe hier ganz allein mit meiner Haushälterin und bekümmere mich nicht um die Welt.“

„Aber ich meine, in Ihrem Buch „Die Verfolgten“ wäre —“

„Lieber junger Mann, begreifen Sie doch, daß das, was ich geschrieben habe, das, was ich im Leben tue, zwei ganz verschiedene Dinge sind! Wenn man sich in all der Unruhe, Leidenschaft und dem Auf und Ab hat bewegen müssen, während man schreibt, dann hat man im wirklichen Leben das Bedürfnis auszurufen: „Und Sie haben sich nie danach gekümmert, selber teilzunehmen an alledem, wovon Sie schreiben!“

## Schnittmuster - Offerte

Jedes Muster 1.50

Stufenweise mit Tunita. No. 8366.

Die Zeit so modernen Schnittmusters erlauben eine weit größere Ausnutzung der Kleidung, da sie so modern, ab man sie mit oder ohne die Taille trägt, beschneiden können. Dieses Schnittmuster, das in einem eleganten Stoffeinfach, zu dem eine hübsche, leise Bluse verfertigt, ohne



diese ein Sportkleid bieten Sails, falls dies kein eine schide Modedrucke oder sonst ein „Sport“ wirkendes Stoffe für den Sommer geeignet sind. Wählt man zu Blusen und Jassen dieses kunstfertige oder gewöhnliche Gewebe, so sieht man zur Darstellung des Rocks zwei oder schilde Farben vor, wie sich der gute Geschmack vor dem allzu Auffälligen, das sich in der Zeit so beliebten bunten Mode hingeliegt. In diesem Schnittmuster, das in Größen